

Liste der Bilder des SSW und der Kommentare nach inhaltlichen Serien geordnet

Angabe der Maler; Art und Autoren der Kommentare

Die Kommentare stellen schweizerische Realienbücher dar, verfasst von Fach- und Schulmännern, redigiert von Dr. *Martin Simmen*, Seminarlehrer, Luzern, derzeit Präsident der Kommission für interkantonale Schulfragen und der Pädagogischen Kommission für das SSW.

Bezug: Schweiz. Lehrerverein, Postfach Zürich 35, und bei *Ernst Ingold & Cie.*, Vertriebsstelle des SSW, *Herzogenbuchsee* (Bern).

Die Kommentare zur III. und IV. Bildfolge sind in *Sammelheften* erschienen (Preis Fr. 2.50), alle übrigen in *Einzelmonographien*, zu Fr. 1.50.

Landschaftstypen

(Die Zahlen bezeichnen die Bildnummern.)

- Nr. 12 **Faltenjura.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Alfred Steiner-Baltzer).
- Nr. 24 **Rhonetal bei Siders.** Maler: Théodore Pasche, Oron-la-Ville.
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (Hans Adrian, Ernst Furrer, Werner Kämpfen).
- Nr. 29 **Gletscher (Tschierva-Roseg).** Maler: Viktor Surbeck, Bern.
Einzelkommentar (Wilhelm Jost, Franz Donatsch).
- Nr. 37 **Bergsturzgebiet von Goldau.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Alfred Steiner, Adolf Bürgli).
- Nr. 46 **Holzfall.** Maler: Reinhold Kündig, Horgen.
Einzelkommentar (Schweiz. Forstzentrale, Solothurn; J. Menzi).
- Nr. 60 **Tafeljura.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Paul Suter).
- Nr. 61 **Rheinfall.** Maler: Hans Bühler, Neuhausen.
Einzelkommentar (Jakob Hübscher, G. Kummer, O. Schnetzler, A. Steinegger, E. Widmer).
- Nr. 65 **Delta (Maggia).** Maler: Ugo Zaccheo.
Einzelkommentar (Hs. Brunner, Irene Molinari, Gerhard Simmen).

Pflanzen und Tiere in ihrem Lebensraum

- Nr. 6 **Bergdohlen.** Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Einzelkommentar - Alpentiere in ihrem Lebensraum: Dohlen, Murmeltiere (Otto Börlin, Martin Schmid, Alfred Steiner, Hans Zollinger).
- Nr. 7 **Murmeltiere.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Kommentar (siehe Nr. 6).
- Nr. 9 **Igelfamilie.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Einzelkommentar (Alfred Steiner, Karl Dudli).
- Nr. 17 **Arven in der Kampfzone.** Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Sammelkommentar zur 3. Bildfolge (Martin Schmid, Ernst Furrer, Hans Zollinger)
- Nr. 22 **Bergwiese.** Maler: Hans Schwarzenbach, Bern.
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (Hans Gilomen).
- Nr. 26 **Juraviper.** Maler: Paul André Robert, Le Jorat-Orvin.
Einzelkommentar: Zwei einheimische Schlangen (Alfred Steiner).
- Nr. 38 **Ringelnattern.** Maler: Walter Linsenmaier, Ebikon bei Luzern.
Kommentar (siehe Nr. 26).
- Nr. 36 **Vegetation an einem Seeufer.** Maler: P. A. Robert, Orvin.
Einzelkommentar (Walter Höhn, Hans Zollinger), 2. Auflage.
- Nr. 50 **Gems.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Einzelkommentar (Hans Zollinger).
- Nr. 57 **Adler.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Einzelkommentar (Robert Hainard, Willy Huber, Hans Zollinger).

Mensch — Boden — Arbeit

- Nr. 1 **Obsternte.** Maler: Erik Bohny, Dornach.
Maschinengeschriebener Kommentar (Willi Schohaus, Otto Fröhlich).
- Nr. 10 **Alpfahrt.** Maler: Alois Carigiet, Zürich.
Kommentar vergriffen.

Reihe der Schweizerischen Pädagogischen Schriften
74. Heft

Herausgegeben von der
Studiengruppe für die Schweiz. Pädagogischen Schriften
im Auftrage der
Kommission für interkantonale Schulfragen
des Schweizerischen Lehrervereins
unter Mitwirkung der
Stiftung Lucerna



GG 4.7 Hürl

~~Schweizerischer Lehrerverein
Archiv~~

~~Dieses Exemplar darf dem Archiv
nicht entnommen werden.~~

Alle Rechte vorbehalten

Druck: A.-G. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich

Pädagogische Hochschule Zürich



UM362289

SW K 66

Das Schweizerische Schulwandbilderwerk (SSW)

wird mit Unterstützung des Eidgenössischen Departements des Innern und unter Mitwirkung einer Delegation der Eidgenössischen Kunstkommission, der Pädagogischen Kommission für das SSW und der Kommission für interkantonale Schulfragen vom Schweizerischen Lehrerverein herausgegeben

Der Bund finanziert die Entwürfe der Maler und honoriert die druckfertigen Bilder, welche die von der Eidgenössischen Jury für das SSW beauftragten Künstler abliefern.

Die erwähnte, vom Eidgenössischen Departement des Innern ernannte Jury besteht aus 4 Mitgliedern aus der Eidgenössischen Kunstkommission oder anderen Vertretern der Maler und aus 4 Pädagogen, welche von der Pädagogischen Kommission für das SSW der Wahlbehörde vorgeschlagen werden. Die Jury bestimmt unter der Ober-Leitung des Sekretärs des Departements des Innern die definitiv zur Ausschreibung gelangenden Bildmotive, die Liste der einzuladenden Künstler und schliesslich die zur Ausführung freigegebenen Entwürfe.

Eine aus einer grösseren Zahl namhafter Pädagogen aus allen Landesteilen und Fachexperten bestehende **Pädagogische Kommission für das Schulwandbilderwerk** (in welcher die Kommission für interkantonale Schulfragen des Schweizerischen Lehrervereins als organisatorische Basis gesamthaft mitwirkt und das Präsidium führt) prüft die prämierten Entwürfe auf ihre pädagogische Verwertbarkeit und stellt eventuell Abänderungsanträge. Nach Eingang der definitiv bereinigten Originale nimmt die Pädagogische Kommission für das SSW die Wahl der Jahresbildfolgen vor und stellt dafür in der Regel auch das Druckverfahren fest.

Den rein geschäftlichen Teil, d. h. die Druckverträge und den Vertrieb, besorgt die Firma **E. Ingold & Co. in Herzogenbuchsee** auf eigene Rechnung und Gefahr. Sie wird von oben genannten Instanzen in bezug auf die Preisbestimmung, die Auswahl der Offizinen und die Druckausführung kontrolliert. Die Ausarbeitung der Bildbeschriebe für das planvoll angelegte Anschauungswerk, die Pressepropaganda und die Herstellung der Kommentare ist Aufgabe der Kommission für interkantonale Schulfragen und ihrer Organe.

Das Werk will den schweizerischen Schülern das mannigfache Bild der Heimat vermitteln und dem Lehrer dazu die geeigneten anschaulichen, einheitlichen, von Schweizer Künstlern geschaffenen, würdigen Lehrmittel wohlfeil zur Verfügung stellen.

Kommentare zum Schweizerischen Schulwandbilderwerk
XV. Bildfolge 1950

Redaktion der Kommentare:

Dr. Martin Simmen

Seminarlehrer, Luzern

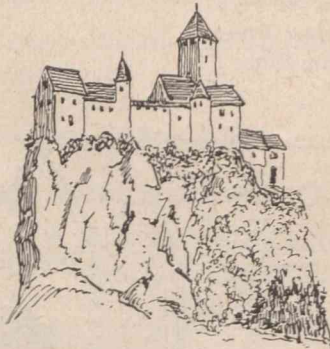
Redaktor der Schweiz. Lehrerzeitung

BURG

Texte von

Emil Peter Hürlimann, Sekundarlehrer, Laupen

Dr. René Teuteberg, Lehrer, Basel



Die Illustrationen durften wir mit gütiger Erlaubnis der *Schweizerischen Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen*, dem vom «Burgenverein» 1950 herausgegebenen Heft von *Herbert Graf Caboga*, «Die mittelalterliche Burg; Ein Abriss mit Hinweisen für Konservierungen» entnehmen. — Die Zeichnungen stammen vom Vorsitzenden des genannten Vereins, von Herrn Architekt *Eugen Probst*, Zürich

Verlag: **Schweiz. Lehrerverein, Beckenhof, Zürich 6**

Postfach Zürich 35 (Unterstrass)

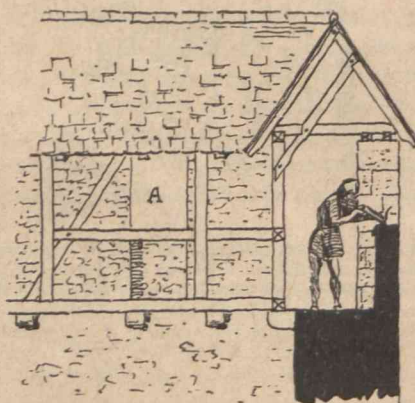
Weitere Bezugsstelle: **Ernst Ingold & Co., Herzogenbuchsee**

Vertriebsstelle des Schweiz. Schulwandbilderwerkes

Preis Fr. 1.50

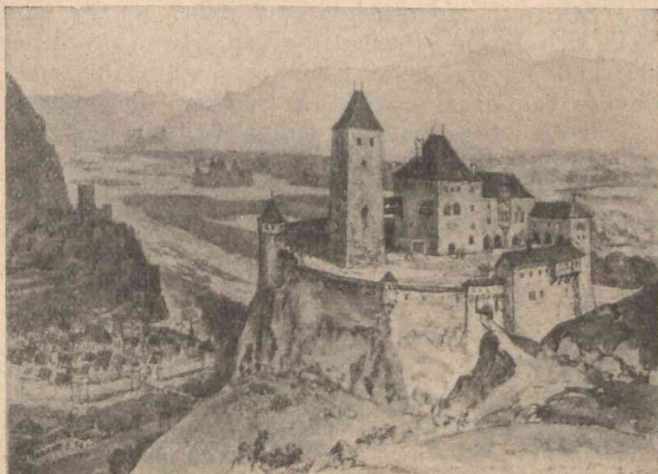
Inhaltsverzeichnis

	Seite
Grundsätze des mittelalterlichen Burgenbaus —	
Von <i>E. P. Hürlimann</i>	5
Die Burgstelle	6
Palas und Nebengebäude	8
Bergfried	10
Mauern und Türme	14
Zwinger	17
Der Haupteingang, die am meisten gefährdete Stelle ...	18
Der Sodbrunnen	22
Schutz gegen List und Verrat	23
Allgemeine Literatur über das mittelalterliche Festungs- bauwesen	28
 Von den Menschen in den Bergen — Von <i>René Teuteberg</i>	 28
Die Herkunft des Ritterstandes	29
Das kriegerische Element	31
Der Alltag in der Burg	34
Die Ideale eines Ritters	38
Erziehung zum Ritter	40



Wehrgang
(Siehe Seite 7)

Burg



*Serie: Schweizergeschichte und Kultur,
Kulturgeschichte*

Maler: Adolf Tüche, Bern

Bürger von Reconvilier und Bern, * 1877

Grundsätze des mittelalterlichen Burgenbaues

Unser Land ist reich an mittelalterlichen Burgen. Freilich liegen viele von ihnen in Ruinen, andere sind zu modernen Schlössern umgebaut worden, wenige nur sind vollständig und unverändert in ihrem mittelalterlichen Aufbau bis in unsere Zeit erhalten geblieben. Ob so oder anders, wir können uns in den meisten Fällen durch rekonstruktives Denken den mittelalterlichen Zustand einer Burg mehr oder weniger genau vergegenwärtigen. Gute Dienste leisten uns dabei alte Ansichten und Pläne, wie sie besonders in den reichhaltigen Bänden «Die Burgen und Schlösser der Schweiz» (Verlag Birkhäuser, Basel) heute jedermann zugänglich sind.

Nirgends sind zwei Burgen genau gleich. Und doch finden wir in ihren Anlagen Grundsätze verwirklicht,

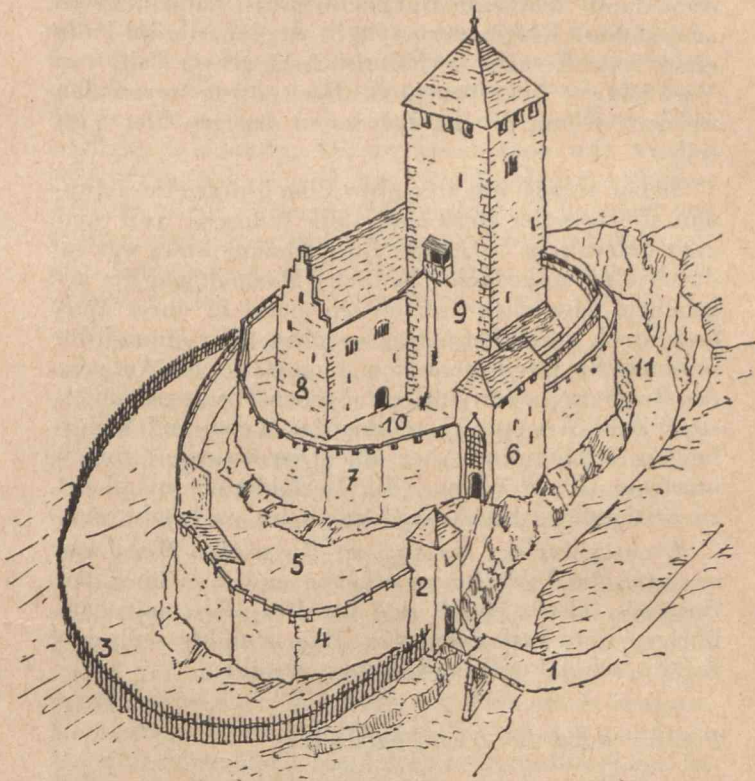
die durch Jahrhunderte in Ost und West gültig waren. Es ist etwas überaus Reizvolles, Burgen, Burgruinen und Schlösser aufzusuchen und dabei an Ort und Stelle sich darüber Rechenschaft zu geben, in welcher individuellen Weise die Grundsätze mittelalterlicher Festungsbaukunst verwirklicht worden sind, warum z. B. dieser Turm gerade da, jene Mauer dort und nicht anderswo errichtet wurden. Die Kenntnis der wichtigsten Grundsätze mittelalterlicher Burgenbaukunst liefert uns das Rüstzeug, mit dem wir an das Studium der Burgen herantreten können.

Die Burgstelle

Die engere Gegend, in der eine Burg errichtet werden soll, wird bestimmt durch den Zweck, dem sie dienen muss. Sie soll z. B. einen wichtigen Verkehrsweg, ein Tal, einen Flussübergang, eine Grenze schützen oder auch einfach die sichere Wohnung eines Adligen bilden. In dieser Gegend muss nun der geeignete Bauplatz, die eigentliche Burgstelle gefunden werden.

Erster und oberster Grundsatz aller mittelalterlichen Festungsbaukunst ist Sicherheit und Festigkeit. Dazu kommt als ebenso wichtige Forderung das Vorhandensein von Wasser innerhalb des Burgberinges. Diese Grundsätze sind ausschlaggebend bei der Wahl der Burgstelle. Diese soll so beschaffen sein, dass allein durch die Natur die genannten Forderungen schon möglichst weitgehend verwirklicht werden. In unserm hügeligen und felsigen Land heisst das, dass Hügel, auch Felssporne als Ausläufer von Bergen oder einzelne steile Felsen am häufigsten als Burgstellen in Betracht kommen. Wasserburgen, d. h. Burgen, die von fließendem oder stehendem Wasser rings umgeben sind, kennen wir in der Schweiz auch, zahlreicher aber sind sie in den ebenen Ländern des Nordens und Westens. Wenn nun schon in unserm Lande die meisten Burgen auf Anhöhen und Felsen zu finden sind, so ist dies nicht so zu verstehen, dass man möglichst in die Höhe strebte; nicht je höher desto besser, sondern je steiler und unzugänglicher desto besser — dies war der Grundsatz.

Die Burgstelle selber durfte in ihrer Ausdehnung weder zu gross noch zu klein sein. Eine zu *kleine* Burg, bestehend etwa aus einem turmartigen Wohnbau mit kleinem Hof und umschliessender Ringmauer, aber auch eine zu *ausgedehnte* Burgstelle waren un-
günstig.



1 Zugang — 2 Torturm mit Zugbrücke und Pechnase — 3 Palisadenschutz (oben gespitzte Pfähle nebeneinander in den Boden getrieben) — 4 Aeussere Ringmauer — 5 Zwinger mit an die Ringmauer angelehnten Oekonomiegebäuden und Ställen — 6 Zweites Tor mit Fallgatter — 7 Innere Ringmauer mit Wehrgang (s. S. 4) — 8 Palas mit Staffelgiebel und Zugang zum Bergfried — 9 Bergfried auf der Angriffsseite der Burg; Zugang vom Hof mit Strickleiter — 10 Innerer Hof — 11 Künstlich ausgehobener Graben

Die Ringmauern mussten sich nämlich unmittelbar über dem Steilabfall des Burgfelsens erheben. Dies war nötig, einmal damit der Verteidiger die Felsen überblicken und einen heraufkletternden Feind werfen konnte, dann aber auch, damit ein Angreifer nicht vor den Mauern freien Raum zum Angriff gegen diese fand. War eine Burgstelle gross, dann mussten ausgedehnte Ringmauern erstellt werden, die im Falle eines Angriffs eine verhältnismässig grosse Zahl von Verteidigern beanspruchten. Das musste vermieden werden. Kleine Burgstellen boten dagegen hier Vorteile.

Sicher wurde nie irgendwo eine Burgstelle gefunden, die in jeder Beziehung alle Wünsche voll und ganz befriedigte. Sache des Burgenbaumeisters war es, durch klug ausgedachte bauliche Massnahmen die gegebenen Schwächen aufzuheben oder in ihrer Wirkung doch möglichst abzuschwächen. War einmal die passende Burgstelle gefunden, dann war es die Aufgabe des Burgherrn oder eines erfahrenen Festungsbaumeisters, Zahl, Art und Verteilung der Wehr- und Wohnbauten festzulegen. Aber alle Dispositionen gingen nur vom Grundsatz aus, die Verteidigung möglichst zu erleichtern, den Angriff möglichst zu erschweren.

Wichtig war der *Zugang* zur Burgstelle. Meist war er durch die Verhältnisse gegeben, indem er über den Berghals führte, durch den die Burgstelle mit dem übrigen Berg verbunden war. Man bemühte sich, den Zugang schmal und schwierig zu gestalten.

Palas und Nebengebäude

Der Palas oder das Hauptwohngebäude gehört an die sicherste Stelle innerhalb des Burgberinges. Dieser Ort liegt jedenfalls nicht beim Eingang, dagegen sehr wohl über einem Steilabfall, an einer sturmfreien Seite. Die Aussenmauer des Palas wird in diesem Fall ebenso dick gebaut wie die Hauptmauer, wohl 1,5 bis 3 m, da sie immerhin Steinwürfen der grossen Stein-schleudern standhalten muss.

Der Palas enthält in untern Räumen Küche und Keller; darüber liegt in einer Art erstem Stock der grosse Saal (das Wort «Rittersaal» ist erst mit den Ritterromanen neuerer Zeit aufgekommen; im Mittelalter sprach man einfach vom «sal»). Dieser grosse Saal mochte durchschnittlich die doppelte Länge eines heutigen Schulzimmers bei entsprechender Breite aufweisen. Die Wände zeigten meist kahles Mauerwerk. In der einen Wand war ein gewaltiger Kaminschoss eingebaut. Die Fensternischen lagen oft hoch und hatten in den dicken Aussenmauern über einem Tritt seitliche Steinbänke. Da der Raum gross war, war er sehr oft auch kahl und kalt. Als Möblierung können wir uns in der Mitte des Saales einen Eichentisch mit Stühlen denken, an der Wand vielleicht einen Schrank mit Zinngeschirr, eine oder mehrere Truhen, aufgehängte Waffen und Rüstungsteile.

Dieser Saal diente dem Burgherrn oder, wenn dieser die Burg nicht selber bewohnte, dem Kastellan (Kommandant der Burg) als Wohn- und Essraum. Hier wurden fremde Boten empfangen, Verhandlungen gepflogen, Pergamente unterschrieben; hier fanden aber auch fröhliche Gelage statt, bei denen Bratspiess und Zinnkanne wichtiger waren als Pergamente und Kielfedern.

Ueber dem grossen Saal lagen oft die Schlafräume des Burgherrn und seiner Familie. Diese Zimmer profitierten im Winter ein wenig von der Wärme des unter und neben ihnen eingebauten Kamins. Man nannte sie deshalb Kemenate (von lateinisch *caminus*, Kaminfeuer). Oft hatten diese Kemenaten unmittelbar unter dem Dachrand Fensterreihen, aus denen im Falle eines Angriffes der Feind wie von den Zinnen und Scharten einer Mauer herunter bekämpft werden konnte.

Ueber Einrichtungen zur Bequemlichkeit, über Wohnkomfort ist wenig zu melden. Die mittelalterlichen Burgen waren reine militärische Zweckbauten. Bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts finden wir selten Glasfenster in den Burgen. Im Winter wurden

die Fensteröffnungen etwa mit Läden und ölgetränktem Pergament verschlossen, oft auch nur mit Stroh und Tüchern verstopft. Ein Kienspan, später ein Oelämpchen, erhellte dürftig den Raum. Kalt, «zügig», ungemütlich und oft sehr langweilig — nach unsern heutigen Begriffen — muss es in den langen Wintermonaten auf einer Burg gewesen sein. Wenn in vielen Bezirkshauptorten unseres Landes mittelalterliche Burgen im Laufe der Jahrhunderte zu staatlichen Verwaltungsgebäuden umgewandelt worden sind und als solche auch etwa Gefängniszellen enthalten, so darf man füglich behaupten, dass die heutigen Gefangenen in bezug auf Beleuchtung, Heizung und sanitäre Einrichtungen besser untergebracht sind als ehemals ein Burgherr mit seiner Familie. Als Abtritte dienten früher erkerartige Anbauten an der Aussenmauer der Wohngebäude.

X Ausser dem Palas enthielten die meisten Burgen kleinere Nebengebäude für Knechte und Mägde, auch für die Besatzung, ferner eine Backstube, Vorratsräume, Waffenräume, Werkstätten und Stallungen. Grössere Burgen hatten auch ihre eigenen Kapellen.

Der Bergfried

Wichtiger als der Palas waren die eigentlichen Wehrbauten. Unter ihnen der wichtigste: der Hauptturm oder Bergfried (Berchfrit). Er ist reiner militärischer Zweckbau, meist imposant in Ausmass und Stärke, verkörpert er den unbedingten Abwehr- und Verteidigungswillen des Burgherrn.

Als stärkster Wehrbau der ganzen Burg hat er sehr oft seinen Platz an der gefährdetsten Stelle: beim Haupteingang. Er dient aber im Falle einer Eroberung der Burg auch als letzter Zufluchtsort für den Burgherrn, seine Familie und Reste der Besatzung. Aus diesem Grunde finden wir ihn bei vielen Burgen — auch auf unserm Wandbild — in der Nähe des Palas, mit dem er dann oft durch einen hochgebauten Steg verbunden ist. Oefters steht der Bergfried an der höchsten Stelle des ganzen Burgberinges; in Friedens- wie

in Kriegszeiten hat der Wächter von dort oben aus den besten Weitblick. Es darf in der nähern Umgebung der Burg keine Stelle geben, die den Bergfried an Höhe überragt. Je nachdem der eine oder andere Zweck dieses Turmes wichtiger schien, mochte sein Standort da oder dort empfehlenswerter sein.

Der Bergfried muss jeder Angriffswaffe gewachsen sein, vorab den Steinwürfen der Bliden (Steinschleudermaschinen). Darum beträgt die Dicke seiner Mauern im untern Teil oft einige Meter. In den obern Stockwerken werden die Mauern dünner.

Der oberste Boden des Turmes, die Wehrplatte, ist von einem Kranz von Zinnen und Scharten umgeben. Die Scharten — Maueröffnungen in Brusthöhe, durch die ein Mann hinauslehnen und den Fuss des Turmes beobachten kann — ermöglichen es, einen Angreifer am Fusse des Turmes mit schweren Steinen, heissem Pech oder Oel zu bewerfen.

In den Zeiten vor den Pulverwaffen spielte die Vertikale, der senkrechte Abstand zwischen den beiden Gegnern, eine sehr wichtige Rolle. Wollte ein Angreifer eine Mauer oder einen Turm zu Fall bringen, so musste er versuchen, das Bauwerk zu untergraben, zu «minieren», oder er musste schwere Mauerbrecher unmittelbar an den Fuss des Baues bringen; dort aber, am Fusse der Mauer, war er den schwersten Würfeln aus der Höhe ausgesetzt. Und je höher der Turm war, von dem herab grosse Steine geworfen wurden, desto zerstörender war — nach den physikalischen Fallgesetzen — die Wirkung. Auch die schweren Holzgestelle der Mauerbrecher konnten auf diese Weise zerschmettert werden. Der Verteidiger selber aber war auf der Höhe seines Turmes in ziemlicher Sicherheit; Armbrustpfeile jedenfalls vermochten nicht, bis zu ihm hinaufzusteigen. So gab Höhe über dem Gegner in den Zeiten vor den Pulverwaffen eine gewaltige Ueberlegenheit.

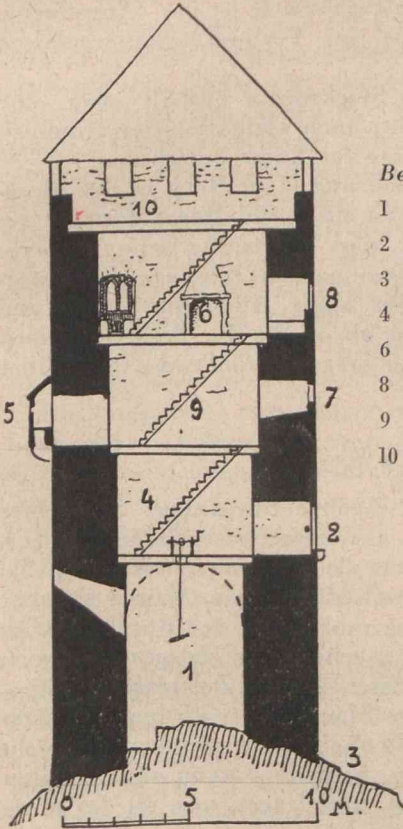
Ganz verschiedenartig sind Bergfriede und andere Wehrtürme im Grundriss. Neben Quadraten gibt es unregelmässige Vier- und Fünfecke, auch runde Berg-

friede — bei uns besonders in der Westschweiz. Hier und da ist ein Turm übereck zur Hauptangriffsseite aufgestellt, d. h. es steht nicht eine Seitenwand, sondern eine Kante in der Richtung, aus der am ehesten Steinwürfe zu erwarten sind. Die geschleuderten Steine fallen dann schräg auf die Turmwände auf und verpuffen ihre Kraft grösstenteils, oder sie treffen die Kante, die ohnehin widerstandsfähiger ist als eine Seitenwand.

Das Dach des Bergfriedes — meist ein Zeltdach — lag ganz einfach auf den Zinnen der Wehrplatte. Im Kriegsfall wurde es vermutlich etwa abgebrochen; auf die Wehrplatte brachte man nach gewissen Berichten eine Lage Erde oder Aeste, um grosse Steinwürfe abzuschwächen.

Ein Bergfried hat nie einen Eingang zu ebener Erde. (Wenn heute solche festgestellt werden, stammen sie aus neuerer Zeit.) Die einzige schmale Eingangspforte befindet sich in wenigstens 6 m Höhe. Keine feste Treppe führt hinauf. Wenn sich die Besatzung einer Burg in den Bergfried zurückgezogen hat, wird die Holz- oder Strickleiter eingezogen und die kleine eichene Eingangstüre verrammt. Gelingt es dem Angreifer trotz den Steinwürfen des Verteidigers, eine Leiter anzustellen, zum Eingang emporzusteigen, die Eingangspforte mit Axthieben aufzubrechen und durch die schmale Oeffnung ins Innere des Turmes vorzudringen, dann warten ihm dort unangenehme Ueberraschungen. Im Mauerdurchgang tritt er, vielleicht auf ein Klappbrett, das unter seinem Gewicht sich senkt, so dass der Mann in die Tiefe stürzt. Oder es wartet ihm ein tödlicher Schlag auf den Kopf oder ein Pfeil aus irgendeiner Ecke. Die Pforte ist so schmal, dass nie mehr als ein Mann auf einmal eintreten kann, und dieser ist von der Besatzung leicht unschädlich zu machen.

Der Bergfried enthält in der Regel im untersten Geschoss das Burgverlies, das nur durch eine schmale Lichtöffnung ganz ungenügend erhellt wird. Der einzige Zugang zu diesem düstern Raum befindet sich im



Bergfried (Schnitt)

- 1 Burgverlies mit Haspel
- 2 Eingang
- 3 Burghof
- 4 Eingangsstockwerk
- 6 Kamin
- 8 Fenster mit Sitzbänken
- 9 Blocktreppe
- 10 Zinnenboden, Wehrplatte



7 Lichtschlitz
und Schießcharte



5 Aborterker

Boden des ersten Stockwerkes, es ist das «Angstloch», durch das Gefangene ins Verlies hinuntergelassen werden.

Eines der obern Stockwerke enthält etwa eine Feuerstelle mit Kamin; auch kleine Fensteröffnungen sind vorhanden, so dass der Raum bewohnbar ist.

Wenn sich die Besatzung einer Burg in den Bergfried zurückzieht, so ist sie in der Regel dort gut geborgen, vorausgesetzt, dass rechtzeitig genug Lebensmittel, Wasser und Brennmaterial hineingeschafft worden sind. Kommt aber keine Hilfe von aussen und zieht der Feind nicht ab, so ist die Besatzung doch wie in einer Mausefalle gefangen und muss sich früher oder später ergeben.

Mauern und Türme

In der Regel ist die ganze Buranlage von einer Hauptmauer umfasst. Ihr meist unregelmässiger Verlauf ist gegeben durch die Bodenbeschaffenheit. Sie soll möglichst dem Steilabfall folgen. Würde sie aber in diesem Fall zu lang und damit der Burgbering zu gross, dann werden ausserhalb der Hauptmauer noch kleinere Mauern errichtet, die die Zwinger einschliessen. 10 bis 15 m hohe Mauern von 1,5 bis etwa 3 m Dicke sind keine Seltenheit. Wir staunen vielleicht über so hohe Mauern, besonders wenn sie sich über steilen Felsen erheben, und fragen uns, ob das nötig war. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass Bliden imstande waren, ihre Steinkugeln über 100 m hoch zu werfen.

Alle Mauern, auch wenn sie noch so hoch und dick sind, können von einem Angreifer erklettert und überstiegen werden, wenn auf der Mauer oben kein Verteidiger steht, der den Angreifer abwehrt. Diese Verteidiger auf den Mauern müssen vor den Pfeilen der Angreifer geschützt werden. Dies geschieht durch ein dünneres Mauerstück feindwärts oben auf der grossen Mauer. Dieses dünnere Mauerstück hat ebenfalls seine Zinnen und Scharten wie der Bergfried. Hinter den 1 bis 2 m breiten Zinnen (früher auch Wimperge ge-

nannt) kann der Verteidiger in Deckung seine Armbrust spannen, durch die etwa 1 m breiten Scharten schießt er seine Pfeile ab, schleudert Speere oder wirft auch schwere Steine auf den Gegner am Fusse der Mauer. Hinter den Zinnen und Scharten einer Hauptmauer hat der Verteidiger durchgehend freien Bewegungsraum. Das ist sehr wichtig; denn nur auf diese Weise wird es möglich, bei unerwarteten Angriffen rasch die nötige Mannschaft an den bedrängten Stellen zu konzentrieren. Dieser gegen den Feind hin geschützte Weg auf der Mauer ist oft überdacht, hat auch ein Holzgeländer an der innern Mauerseite und bildet so den *Wehrgang*, der im Mittelalter bei uns nicht nur Burgen, sondern auch ganze Städte umzog.

Die Gestaltung von Zinnen und Scharten hat im Lauf der Jahrhunderte verschiedene Wandlungen durchgemacht, entsprechend den Fortschritten der Waffen. Wir unterscheiden im mittelalterlichen Burgenbau drei Hauptperioden:

1. von den ersten gemauerten Burgen des 10. Jahrhunderts bis zur Einführung der Armbrust im 12. Jahrhundert.

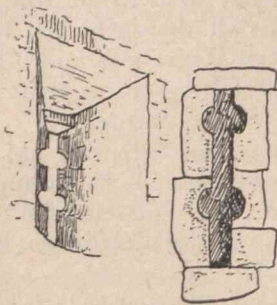
2. vom Aufkommen der Armbrust bis zur Verwendung wirkungsvoller Pulverwaffen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

3. von da bis zum Ende der eigentlichen Burgenzeit etwa Mitte des 16. Jahrhunderts.

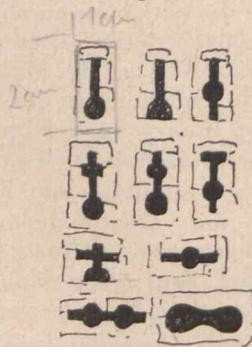
Mauern aus der *ersten* Periode zeigen breite Scharten und Zinnen. Mit dem Aufkommen der Armbrust, die als Folge der Kreuzzüge aus dem Orient zu uns kam, entstanden in den Mauern die eigentlichen Schießscharten, senkrecht eingebaute rechteckige Schlitze von etwa Handbreite und Unterarmhöhe. Oft wurden sie in die Zinnen eingehauen, manchmal wurde auch eine Art unteres Stockwerk unter dem Wehrgang errichtet mit einer Reihe Schießscharten. Damit der Schütze mit seiner breiten Armbrust ganz an den Schlitz herankam, war es nötig, diese Scharte gegen innen nach links und rechts schräg zu verbreitern. Das Schussfeld war durch eine Schießscharte etwas be-

schränkt, der Schütze selber aber sehr gut gegen feindliche Bolzen gedeckt.

In der *dritten* Burgenbauperiode verschwanden die breiten Schartenöffnungen immer mehr. Oft wurden sie zugemauert — wie auf unserm Wandbild — und dafür mit Schießscharten versehen. Dadurch war es allerdings kaum mehr möglich, einen Gegner unmittelbar am Fusse der Mauer zu bekämpfen. Das war



Schießscharten von innen
und aussen



Schießschartenformen

aber auch weniger mehr nötig; denn jetzt war ein Angreifer schon in der Lage, aus einer Entfernung von einigen hundert Metern sein Geschütz auf Mauern und Türme abzufeuern, er brauchte gar nicht mehr bis an den Fuss der Mauern zu gelangen, um diese zu zerstören. Den mittelalterlichen Burgen erstand mit den verbesserten Geschützen ihr endgültig überlegener Todfeind. Freilich machte sich auch der Verteidiger die Pulverkraft zunutze. Aus Hakenbüchsen feuerte er auf den Angreifer. Die Schießscharten passten sich diesen Waffen an; sie erhielten kleine Rundungen für die Mündung der Büchse; es entstanden die verschiedenen oft schlüssellochartigen Formen von Schießscharten.

Wenn bei einzelnen Burgen die alten breiten Scharten nicht zugemauert wurden, so geschah es gerne dem Anblick zuliebe; man hatte sich daran ge-

wöhnt, dass ein wehrhafter Bau einen Zinnenkranz tragen müsse, von diesem Bilde wollte man sich nicht gerne trennen.

Die Ringmauer einer Burg war öfters auch von Türmen unterbrochen. Auch sie hatten den Zweck, den Angriff zu erschweren, die Verteidigung noch mehr zu erleichtern. Die Türme standen über die Mauerflucht hinaus und ermöglichten damit dem Verteidiger, mit seinen Pfeilen die Mauer auch seitwärts zu bestreichen, flankierend zu schiessen. Zudem überragten die Türme die Ringmauer bedeutend an Höhe und verschafften so dem Verteidiger die Vorteile des Abwehrkampfes aus grosser Höhe, wie wir sie schon beim Bergfried kennengelernt haben.

Eigentliche Türme oder auch kleinere, erkerartige Vorbauten, sog. Streichwehren, wurden besonders dort errichtet, wo die Ringmauer vorspringende Ecken bildete. Neben gutem Ueberblick nach allen Seiten verschafften sie dem Verteidiger gerade an den gefährdeten Kanten der Burganlage erhöhte Abwehrmöglichkeit.

Unser Wandbild zeigt am linken Rande des Burgberinges einen Turm, von dessen Höhe aus der steile Felsabsturz wohl bis ins Tal hinunter überblickt werden kann, ein Ueberblick, der vom Bergfried aus nicht möglich wäre. Ohne diesen Turm links aussen entstände ein «toter Winkel», es wäre einem Angreifer möglich, mit Hilfe von Leitern und Seilen ungesehen am Felsen emporzusteigen, vielleicht bis zum Fusse der Ringmauer zu gelangen; die «sturmfreie» Seite würde also — in Ermangelung eines beherrschenden Turmes — eher ins Gegenteil verwandelt: in eine Angriffsmöglichkeit für einen verwegenen Gegner.

Zwinger

Nicht immer lässt sich ein Burgplatz so günstig ausebnen, wie es auf unserm Wandbild dargestellt ist. Meist zeigt ein Burgfels kleinere oder grössere stufenartige Absätze und Unregelmässigkeiten, die irgendwie für die Verteidigung ausgenützt werden können

und müssen. Sie dienen zur Anlage der Zwinger. Das sind kleine, der Hauptmauer meist vorgelagerte Höfe. Ihre Zahl und Form richtet sich einzig nach dem Gelände. Jeder Zwinger wird nach aussen durch eine Mauer abgeschlossen, die allerdings dünner und weniger hoch ist als die Hauptmauer. Auch Zwingermauern enthalten Scharten, später Schießscharten und manchmal Wehrgänge. Oft liegen zwei oder drei Zwinger hintereinander, jeder äussere etwas tiefer als der innere, jede äussere Mauer ist folglich auch niedriger als die innere. Vom Angreifer aus gesehen bilden die Zwinger Hindernisse, die eines ums andere genommen werden müssen, bevor die Hauptmauer erreicht wird. Dem Verteidiger aber verschaffen diese hintereinander liegenden, abgestuften Mauern vermehrte Abwehrstellungen. Ausserhalb des äussersten Zwingers ist oft noch ein Palisadenzaun errichtet, der ein rasches Anstürmen eines Feindes verhindern muss.

Die Räume zwischen den Mauern, die eigentlichen Zwinger, dienen verschiedenen Zwecken. Sie bilden kleine Gärten, in denen Gemüse, Arzneipflanzen, aber auch Zierpflanzen gedeihen. In den äussersten Zwingern werden etwa Wachthunde gehalten. In Kriegszeiten sucht die Bevölkerung aus der Umgebung gerne Zuflucht in der Burg. Oft kann aber der Burgherr oder Kastellan nicht allen diesen Leuten unbedingt trauen; er lässt sie deshalb nicht gerne in den innern Burghof hinein, sondern weist ihnen einen Zwinger als Aufenthaltsort zu. Dort müssen sie bei Verteidigungsarbeiten behilflich sein.

Der Haupteingang, die am meisten gefährdete Stelle

Es ist verständlich, dass ein Angreifer in erster Linie versucht, durch den normalen Eingang in eine Burg einzudringen. Tore — auch wenn sie mit starken Eichentüren verschlossen und durch Balken verrammt werden — sind immerhin doch Lücken in der Mauer; das will sich ein Angreifer zunutze machen. Aber auch der Burgherr weiss um diese schwache Stelle seiner

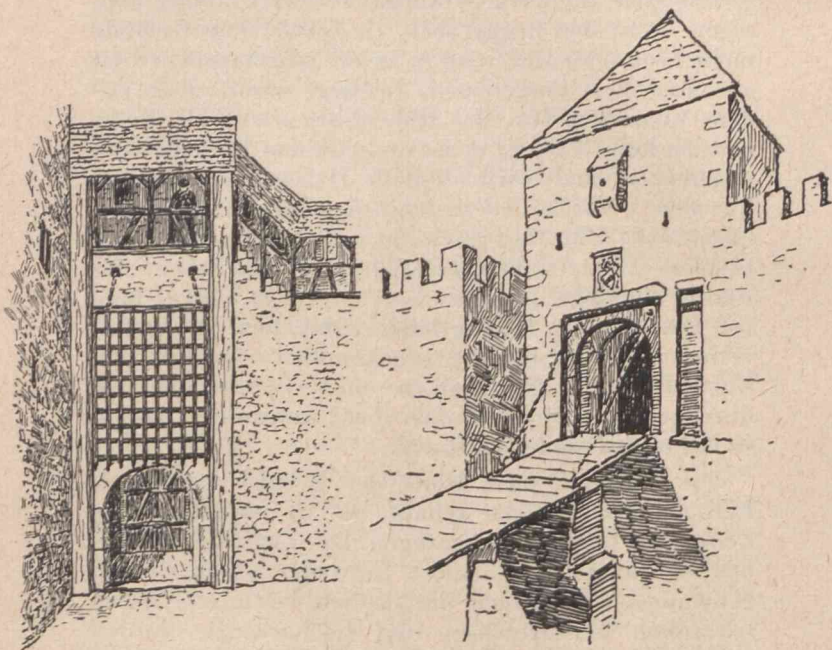
Burg; er sorgt dafür, dass schon durch bauliche Massnahmen die stärkste Abwehrkraft beim Eingang zur Burg konzentriert wird.

Das erste Bauwerk — «negativer» Art könnte man sagen — ist der Burggraben. Je nach dem Gelände mehr breit oder tief, wird er in oft jahrelanger Arbeit aus dem Fels ausgehauen. Er liegt unmittelbar vor dem äussersten Tor. Bei Höhenburgen enthält dieser Graben kein Wasser; er ist meist in den Berghals eingeschnitten und wird deshalb Halsgraben genannt. Für den Verkehr in Friedenszeiten muss der Graben überbrückt sein. Dies geschieht meist durch eine Holzbrücke. (Heute sieht man oft feste Steinbrücken; das sind in der Regel Bauten aus neuerer Zeit.) Im Kriegsfall lässt sich die Brücke leicht abbrechen, im Notfall verbrennen. Es soll auch vorgekommen sein, dass vom Verteidiger die Stützbalken einer Brücke beinahe durchgesägt wurden, so dass diese unter der Last anstürmender Feinde einstürzte.

Die innersten paar Meter der Brücke werden als Fall- oder Zugbrücke gebaut. Sie ist nachts und in Zeiten der Gefahr hochgezogen. Die Zugbrücken wurden verschieden konstruiert. Entweder waren sie von Schwungruten getragen, die ähnlich wie unsere Bahnschranken herabgelassen und hochgezogen werden konnten, oder es waren — bei der ältern Form — über dem Tor zwei Holzrollen angebracht, über welche Ketten liefen, mittels derer die Brücke hochgewunden werden konnte.

Der Torbau, an dem die Zugbrücke befestigt ist, bildet ein weiteres Hindernis auf dem Weg in die Burg. Unmittelbar über dem Toreingang befindet sich ein Guckloch für den Torwächter, sehr oft auch eine Pechnase, auch Gussloch genannt. Das ist ein kleiner erkerartiger Vorbau ohne Boden. Er ermöglicht dem Torwächter, den Fuss des Tores zu überblicken, einen Gegner mit heissem Pech, Oel usw. zu bewerfen, ohne dass er selber durch Pfeile von vorne oder von der Seite getroffen werden kann. Solche vorkragende, von Steinkonsolen getragene Abwurfstellen werden auch

in ganzen Reihen erstellt und heissen dann *Maschikulis*. Sie finden sich auch an andern Toren und umfassen selbst ganze Türme.

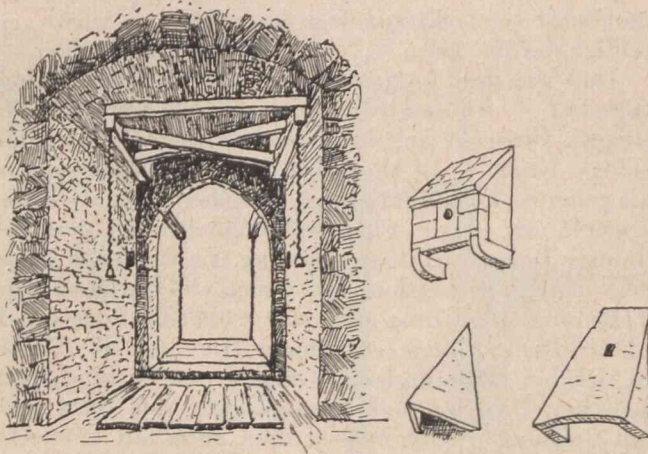


*Fallgatter (frz. herse)
gegen den Hof*

*Tor mit Zugbrücke,
darüber Pechnase*

Im Innern eines Torbaues können weitere unangenehme Ueberraschungen einen eindringenden Feind erwarten. Vielleicht stürzt er in eine leicht zugedeckte Wolfsgrube, oder er wird durch Wurfgeschosse aller Art von oben herab überschüttet. Ferner befindet sich irgendwo — innen am Torbau oder auch bei einem zweiten Tor, das passiert werden muss — ein Fallgatter. Das ist ein gewaltiges Holzgitter, aus senkrechten und waagrechten Balken gebildet, unten mit eisernen Spitzen versehen. Das ganze Fallgatter ist über einem Eingang aufgehängt. Im Notfall genügt ein

Beilieb auf das tragende Seil, um das schwere Fallgatter in die Tiefe sausen zu lassen. Der Eingang ist dadurch augenblicklich geschlossen; schon eingedrungene Feinde sind dann im Zwinger hinter dem Fallgatter wie in einer Mausefalle gefangen.



Zugbrücke von innen mit Schwungruten und Ketten zum Hochziehen. Im Tor durch Bretter verdeckte Wolfsgrube

Pechnasen (Gusslöcher)

Sehr oft müssen zwei oder drei Tore passiert werden, um in den innern Burghof zu gelangen. Der Zugangsweg durch die verschiedenen Zwinger wird bei ausgedehnten Burganlagen mit Vorliebe in mehreren Windungen geführt, um dem Verteidiger möglichst viel Gelegenheit zum Abwehrkampf zu verschaffen. Wenn das Gelände es gestattet, wird der Weg so angelegt, dass der auf ihm vordringende Angreifer seine rechte, vom Schild nicht gedeckte Seite dem Verteidiger darzubieten gezwungen ist.

Bei manchen Burgen befindet sich als weiterer Schutz auch der mächtige Bergfried in unmittelbarer Nähe des Haupteinganges.

All diese baulichen Massnahmen vermögen, wenn eine zuverlässige Besatzung sie richtig ausnützt, den Haupteingang einer Burg so gut zu schützen, dass sehr oft ein Angreifer den Versuch gar nicht unternimmt, auf dem normalen Eingangsweg in die Festung einzudringen.

Jede Burg hat auch ihren Hilfseingang, der eng und möglichst versteckt angelegt ist, so dass er leicht verteidigt werden kann.

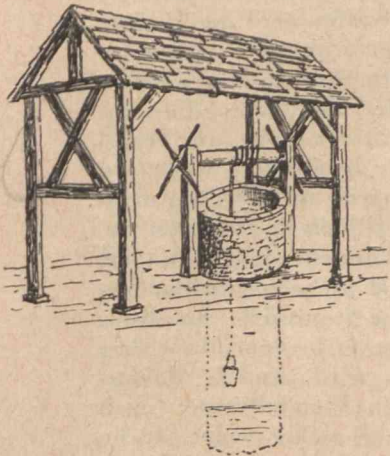
Und wie steht es mit den geheimen unterirdischen Gängen? — Tatsächlich findet man da und dort bei Burgen versteckt angelegte unterirdische Räume und Gänge. Kaum je ist aber ihre Anlage so, dass man sie als geheime Verbindungswege zwischen Burg und Aussenwelt, als letzte Fluchtmöglichkeit für eine bedrängte Besatzung, deuten könnte. Es sind auch kaum verbürgte Fälle bekannt, bei denen ein Burgherr oder Teile einer Besatzung aus einer eroberten Burg durch unterirdische Gänge entkamen. Hie und da scheint es sich bei aufgefundenen Gängen um Verbindungen zwischen Burghof und Aussenwerken der Burg oder um Grabungen nach Wasser oder auch um Verstecke für Menschen oder Wertgegenstände zu handeln.

Der Sodbrunnen

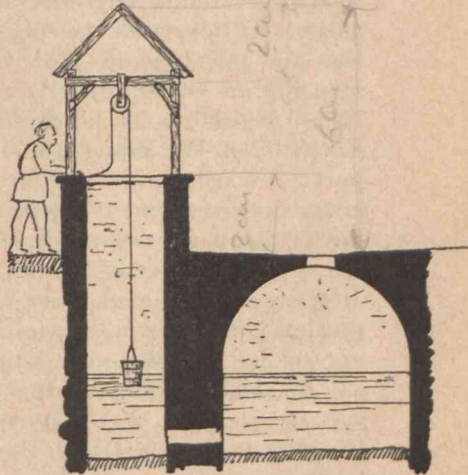
Das Problem der Wasserversorgung taucht schon bei der Auswahl des Burgplatzes auf. Bei Höhenburgen ist die Lösung nicht einfach. Die Burg muss unbedingt ihr eigenes Wasser innerhalb des Burgberinges haben. Eine Zuleitung von aussen kommt kaum in Frage, da ein Angreifer sie mit Leichtigkeit zerstören könnte. Und was nützen andererseits dicke Ringmauern und mächtige Türme, wenn die Besatzung verdurstet? — Es ist wirklich so, dass eine Burg ohne Wasser innerhalb ihrer Mauern keine Burg ist.

In der Regel wird an der sichersten Stelle, im innersten Burghof, nach Wasser gegraben. Es müssen Löcher von 20 bis 50, ja an einzelnen Orten sogar über 100 m Tiefe aus dem Fels ausgehauen werden, bis man auf Grundwasser stösst. Bei einem Durchmesser solcher

Löcher von 2 bis 3 m kann man sich vorstellen, dass oft jahrelange Arbeit nötig war, bis eine Burg ihren eigenen Brunnen besass. An Ketten, die über eine Rolle laufen, lässt man Kessel in die Tiefe und zieht das Wasser herauf. Das ist der Sodbrunnen. Meist ist er von einer niedrigen Mauer umgeben.



Sodbrunnen



Zisterne

Ist die Gegend wasserarm, dann hilft man sich notgedrungen mit Zisternen, in die das Regenwasser von den Dächern geleitet wird.

In Belagerungsfällen werden auch Zuber aufgestellt, in denen alles Regenwasser gesammelt wird; denn es ist möglich, dass die feindlichen Bliden nicht nur Steine, sondern auch Fässer voll Kot oder Tierleichen in die Burg schleudern. Fallen derartige «Geschosse» in den Brunnen, dann ist das Wasser natürlich unbrauchbar.

Schutz gegen List und Verrat

Vergegenwärtigen wir uns, was eine gut ausgebaute mittelalterliche Burg einem Angreifer entgegensetzen hat: unersteigbare Felsen, darüber einen Kranz

dicker Mauern mit Zinnen und Scharten, einen alles überragenden Bergfried, Türme, von denen aus jede Flanke des Burgfelsens zu überblicken und zu bewerfen ist, Burggraben, Torbau mit Fallbrücke und Fallgatter, — und das alles verteidigt von einer geübten und zuverlässigen Besatzung.

Was setzt ein Angreifer dem allem entgegen? — Seine wichtigsten Belagerungswaffen sind die Bliden. Das sind gewaltige aus Holz konstruierte Wurfmaschinen, die an Ort und Stelle zusammengesetzt werden. (Basel besass im 14. Jahrhundert eine Blide, die samt Ersatzteilen, Werkzeugen und Steinkugeln zum Transport 24 Wagen und 144 Pferde benötigte.) Wenn ein erster überraschender Sturmangriff auf die Burg misslungen ist, dann müssen diese Bliden in Funktion treten. Zentnerschwere Steine können einige hundert Meter weit oder auch über 100 m hoch geschleudert werden. Sicher vermögen solche Steinwürfe eine Burg arg zu beschädigen, aber kaum je in dem Mass, dass sie zur Uebergabe gezwungen wird. Andere Belagerungsgeräte, wie die hölzernen Wandeltürme (auch Ebenhöhe genannt) und Mauerbrecher (oder Sturmböcke), bei denen ein an einem schweren fahrbaren Holzgestell aufgehängter grosser Balken mit Eisenkappe gegen die Mauern geschwungen wird, können bei Burgenbelagerungen meist nicht verwendet werden, da es nicht möglich ist, diese schweren Geräte unmittelbar an die Mauern heranzubringen. Dagegen wird das Untergraben der Mauern, das sog. Minieren, etwa versucht.

Wenn wir nun die Belagerungswaffen eines Angreifers den Abwehrkräften einer wohlausgerüsteten Burg gegenüberstellen, wenn wir die beidseitigen Erfolgsaussichten gegeneinander abwägen, dann kommen wir zur Ueberzeugung, dass in den Zeiten vor den Pulverwaffen die Eroberung einer festen Burg äusserst schwierig, ja fast ein Ding der Unmöglichkeit war. Diese Tatsache war den Krieglern des Mittelalters wohl bekannt. Darum suchte man auch *nach andern Mitteln*, eine feindliche Burg in seine Gewalt zu be-

kommen. — *Es gab* auch eine ganze Reihe anderer Mittel!

Da war einmal die Aushungerung der Besatzung. Aber auch das war schwierig und hatte seine Nachteile. Eine mit Lebensmitteln wohlversorgte Burg musste monatelang belagert werden; dazu fehlte dem Belagerer oft einfach die Zeit, indem die Kriegsergebnisse weiterschritten und ihn zwangen, die Belagerung aufzuheben. War es dem Angreifer aber möglich, eine monatelange Belagerung durchzuführen, so war der Enderfolg doch nicht sicher, da der Belagerte innert dieser Zeit sehr wohl Entsatz von aussen erhalten konnte.

Es war nötig, nach weitem Mitteln zur Bezwingung einer Burg zu suchen, und solche gab es: Ueberrumpelung, List und schliesslich Verrat.

Anstatt mit voller Kriegsmacht vor einer Burg zu erscheinen, konnte ein Angreifer in dunkler Nacht einige verwegene Männer gegen die Burg anschleichen lassen; die mussten versuchen, Leitern hochzuschieben, einen Wehrgang zu erklettern, Burg- und Torwächter unschädlich zu machen, dann Tore zu öffnen, so dass die draussen versteckten Angreifer in die Burg eindringen konnten.

Oder es war möglich, dass einzelne Feinde durch irgendeine Täuschung, z. B. verkleidet als Boten, Bauern, Krämer, Pilger, fahrende Sänger usw. Einlass in die Burg erhielten, dort nächtigten und während dunkler Nacht ihren draussen wartenden Kumpanen den Einstieg in die Burg ermöglichten.

Oder das Schlimmste: der Verrat. Wie, wenn es dem Feinde gelang, auch nur einen Mann der Burgbesatzung durch hohe Belohnung dazu zu bringen, dass er an seinem Herrn zum Verräter wurde, indem er bloss im abgemachten Zeitpunkt eine Mauer, einen Zugang unbewacht liess?

Solche Mittel zur Bezwingung einer Burg kosteten viel weniger Aufwand als ein bewaffneter Angriff oder eine Belagerung und hatten wenigstens gleich viel Aussicht auf Erfolg wie diese. Darum wurde immer und

ÜBERRUMPELUNG

TÄUSCHUNG

VERRAT

immer wieder versucht, durch List oder Verrat eine Burg zu Fall zu bringen, und die Geschichte zeigt, dass dies auch oft gelungen ist.

Wie konnte sich ein Burgherr gegen solche versteckte Angriffe wehren? — Aus alten Kriegsbüchern vernehmen wir einiges darüber.

Da besteht in erster Linie ein ausgeklügelter Wacht-dienst. In der nähern Umgebung der Burg werden weder Gebüsch noch Bäume geduldet, die einem anschleichenden Gegner als Versteck dienen könnten. Bei Tag wird vom Bergfried aus die ganze Umgebung beobachtet. Durch Hornstösse meldet der Turmwächter das Nahen sowohl eigener als auch fremder Leute. So kommt bei hellem Tag sicher niemand ungesehen an die Burg heran. Nachts werden die Wehrgänge der Mauern häufiger als am Tag von Wächtern begangen. Ihre Rundgänge erfolgen in unregelmässigen Zeitabständen. Auch Tiere stellt man in den Wacht-dienst. In den Zwingern werden grosse Hunde gehalten, die bei jeder Annäherung von aussen Laut geben. Enthält ein Burggraben Wasser, dann sorgt man gerne dafür, dass er von Fröschen bevölkert ist. Diese zeigen durch plötzliches Schweigen an, dass etwas sich nähert

Bei Tagesanbruch müssen zuerst die Wächter auf den Mauern melden, ob sie nichts Verdächtiges sehen. Dann werden die Zwinger abgesucht, und erst jetzt tritt der Torwächter durch ein kleines Schlupftürlein hinaus und durchsucht den Burggraben. Findet sich nichts Auffallendes, dann geht seine Meldung an den innern Torwächter und von da an den Burgherrn weiter. Nun erst wird die Fallbrücke heruntergelassen, eine Patrouille, oft beritten und von Hunden begleitet, sucht die Umgebung ab und erstattet Bericht.

Ganz besondere Bedeutung kommt dem Amte des Torwächters zu. Nur die zuverlässigsten Leute werden damit betraut. Ihre Ablösung erfolgt oft unregelmässig, so dass keiner lange zum voraus weiss, wann er Dienst hat. Der Torwächter muss gegen jede Person, die er nicht gut kennt, misstrauisch sein. Das Torwächter-Reglement schreibt vor, dass nie die zwei oder

WACHTDIENST
UMGEBUNG

WUNDE

FRÖSCHE

TORWÄCHTER

drei Tore des Einganges gleichzeitig geöffnet sein dürfen. Nachdem ein Eintretender die Fallbrücke und das erste Tor passiert hat, muss dieses Tor wieder geschlossen werden, bevor das zweite geöffnet wird. Und erst wenn das zweite auch geschlossen ist, darf der Wächter das dritte öffnen. In umgekehrter Reihenfolge spielt sich dasselbe ab, wenn jemand die Burg verlässt. Weitere Vorschriften verlangen, dass hinter den Torflügeln beständig grosse Aexte, Speere und Keulen bereitstehen. Ferner ist es der Frau des Torwächters verboten, sich bei ihrem Manne im Torbau aufzuhalten.

Fremde Krämer, Boten, Pilger usw., die man etwa in die Burg einlässt, werden während ihres Aufenthaltes beständig überwacht, wenn sie irgendwie verdächtig sind.

Als Schutz gegen nächtliches Erklettern der Mauern werden etwa an der Aussenseite der Mauern hoch oben Rutengeflechte oder eine Art Rechen mit weit auseinanderliegenden Zacken angebracht; darauf ruhen schwere Steine, die bei der leisesten Berührung in die Tiefe stürzen.

Am schwersten wohl ist es für den Burgherrn, sich gegen Verräter unter der eigenen Besatzung zu schützen. Da wird oft ein ganzes System des Misstrauens und gegenseitiger Bespitzelung aufgebaut. Jeder Wächter wird selber überwacht; er weiss nicht, wann und von wo aus bei Tag oder bei Nacht ein anderer ihn beobachtet. Jeder Wächter hat aber auch den geheimen Auftrag, andere Mitglieder der Besatzung zu überwachen, zu bespitzeln, und dem Burgherrn über Verdächtiges Meldung zu erstatten. Auch in ihrer Freizeit werden die Wächter überwacht; der Burgherr will wissen, wo sie sich aufhalten, mit wem sie verkehren, besonders auch, wenn sie ausserhalb der Burg sind. Die geheime Ueberwachung dehnt sich sogar auf die nächsten Dörfer aus.

Dieses System des Misstrauens aller gegen alle hat wohl in mancher Burg zeitweise eine drückende und unheimliche Atmosphäre geschaffen. Gewiss wurde

einem Verräter durch solche Massnahmen sein verbrecherisches Werk erschwert, — verunmöglicht aber nicht. Manche Burg ist durch Verrat gefallen.

Letzten Endes sind zu allen Zeiten bei kriegerischen Ereignissen nicht nur Waffen und Festungen ausschlaggebend gewesen, sondern in hohem Masse auch der Geist, der eine Mannschaft beseelte.

Allgemeine Literatur über das mittelalterliche Festungsbauwesen

von Cohausen: Befestigungswesen der Vorzeit und des Mittelalters.

Essenwein: Kriegsbaukunst (aus «Die Baustile», Handbuch der Architektur).

Krieg von Hochfelden: Geschichte der Militärarchitektur.

Jähns: Kriegswissenschaften.

Viollet-le-Duc: Architecture militaire.

Piper: Burgenkunde.

E. P. Hürlimann.

Von den Menschen in den Burgen

Für die Jugend sind die Burgen oder ihre heutigen Ueberreste, die Ruinen, wohl die lebendigsten Zeugen des Mittelalters. Wie leicht beleben doch Kinder die verfallenen Gemäuer mit den prächtigen Gestalten ihrer Phantasie: den *Rittern*, den *Burgfräulein*, den *Pagen* und *Knappen*. Wie weit sind aber diese Bewohner einer Burg, die einem romantischen Gefühl ihre Existenz verdanken, von ihren wirklichen einstigen Insassen entfernt. Das Kapitel «Von den Menschen in den Burgen» möchte darum, die Forschungsergebnisse der Historiker zusammenfassend, von jenen Menschen sprechen, darüber hinaus aber noch einige Bilder der mittelalterlichen Kultur zeichnen.

Das Bedürfnis, den Wohnraum zu sichern, ist wohl so alt wie die Menschheit selbst, denn seit Jahrtausenden haben die Menschen in allen Ländern Burgen gebaut¹⁾. Doch hatte natürlich der Reiche, und das war meist der *Adlige*, ein grösseres Interesse und mehr Möglichkeiten seinen Reichtum zu schützen, als der gewöhnliche *Freie*, etwa der Bauer. In Europa war

¹⁾ Carl Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte, Berlin, 1931.

nun, im Gegensatz zu den Orientalen, der Wohnsitz des Adligen von der Verteidigungsanlage räumlich getrennt. Eine solche Fluchtburg diente bis in die Völkerwanderungszeit *dem ganzen Volk* eines Gebietes als Ort des Schutzes, wo es in Zeiten der Gefahr sich selbst und seine Habe barg. Man kann darum solche frühzeitlichen Burgen durch die Bezeichnung «*Volksburg*» von der «*Herrenburg*» des Mittelalters, wie sie das Wandbild darstellt, unterscheiden. Die Entwicklung von der «*Volksburg*» zur «*Herrenburg*» verkörpert geradezu den Wandel in der ständischen Struktur des Volkes. Eine *bestimmte soziale Schicht* hat die Burgen des Mittelalters gebaut. Von der Herkunft dieses Standes ist daher in kurzen Zügen zu sprechen.

Die Herkunft des Ritterstandes

Schon in der vorfränkischen Zeit zerfiel das gesamte Volk in Edle, Freie und Unfreie, aber erst der neuentstehende fränkische Staat formte diese Gruppierung zu ständisch abgetrennten Schichten um. Der grosse Staat brauchte für seine Verwaltung und vor allem in seinen grossen Kriegen gegen Araber und Sachsen ein schlagfertiges Heer. In diesem Bedürfnis sind die Wurzeln der *Lehensverfassung* zu suchen, durch die der Lehensmann oder Vasall als Belohnung für seine Dienste ein Landlehen oder «*beneficium*» erhielt. Die allgemeine Wehrpflicht verschwand; an ihre Stelle trat das Berufsheer der Reiter. Je näher man dem Hochmittelalter kommt, der Zeit unserer Herrenburgen, desto schärfer bildet sich der Lehensstaat aus. Als treibende Faktoren dieser Entwicklung nennt die Verfassungsgeschichte: das Erblichwerden der Ämter, die Verminderung des freien Bauernstandes, die Umgestaltung des Kriegswesens, das nur noch Reiterei erforderte (A. Heusler). Im 11. und 12. Jahrhundert steht der Adel, bereits fest abgetrennt, als eine soziale Schicht über den freien Bauern und Bürgern der Städte. «*Aus dem Schosse dieses Amtes, Lehns- und Schwertadels ist die Burg hervorgegangen*», sagt Dehio. Es wäre nun aber falsch, zu glauben,

jeder Adlige hätte eine Burg bewohnt und jeder Bewohner einer Burg sei schlechthin ein Ritter gewesen. Die Burg gehört zunächst einfach einem *Grundherrn*. Unter diesen Grundherren findet man Könige, Bischöfe, Fürsten und auch Klöster und Städte vertreten. Oft genug verwaltet in solchen Fällen ein *Beamter*, ein «Knecht» des Grundherrn, der selbst weder adlig noch «ritterlich» sein musste, die Burg. In der grossen Mehrzahl waren die Burgbewohner des Mittelalters natürlich «Ritter».

Wie das Wort «Ritter» klar verrät — es handelt sich sprachlich um die niederfränkische Form des Wortes «Reiter» — kennzeichnet es nur die Zugehörigkeit zu einem *Berufsstand*. So wie der Geselle jedes Berufes erst durch sein «Meisterstück» in die Gemeinschaft seines Berufsstandes aufgenommen wurde, so erhält der Ritter die Ritterwürde erst durch den *Ritterschlag* oder die *Schwertleite*. Zur Zeit der Hohenstaufen hing die Zugehörigkeit zum Ritterstand nicht einmal davon ab, ob der Mann adlig war, ob frei oder sogar unfrei, sondern nur davon, ob er sich mit einem Treueid lebenslänglich in den Dienst eines grossen Herrn, z. B. des Königs begeben hatte. In grosser Zahl standen diese ehemals Unfreien — man nannte sie Ministerialen — auf allen Stufen der Beamtenhierarchie im staufischen Reiche und leisteten ihm wertvollste Dienste. Manch berühmter Dichter, z. B. Walther von der Vogelweide, gehörte nur als Ministerialer dem Ritterstande an.

Wenn wir das Bild eines dreistöckigen Hauses zur Verdeutlichung des mittelalterlichen Ständewesens brauchen dürfen, so könnte man vergleichsweise sagen: Im Erdgeschoss wohnen die Bauern und Bürger, im obersten Stockwerk der König und die souveränen Fürsten, die Dynasten, dazwischen haust die grosse Zahl der Adligen. Auf der Treppe aber, die vom Erdgeschoss in die Stockwerke hinaufführt, stehen auf allen Stufen die *Ritter*. Im Kreise der mit der Ritterwürde bekleideten Männer gilt der letzte Ministeriale gleichviel wie der oberste Herr, der Kaiser. Die Ritter-

würde bedeutete für den Freien und sogar den Unfreien den Weg, um in die höheren sozialen Schichten aufzusteigen. Die gemeinsame Lebensauffassung, die gleiche Erziehung und Kultur schliessen die Ritter aller Grade zu einem nach aussen völlig abgetrennten Stand zusammen. Sie allein haben das Recht, das Schwert zu tragen; und vom Klerus, dessen *Hierarchie* ein ähnlich gemeinsames Band, die Priesterweihe, umfasst, unterscheiden sie sich noch überdies durch die Sprache. Deutsch, Französisch oder sonst eine Volkssprache spricht der Ritter, aber nicht lateinisch wie der Klerus. Zur Zeit der staufischen Kaiser oder, geistesgeschichtlich gesehen, zur Zeit der Minnesänger hat diese ritterliche Standeskultur ihre schönste Ausprägung erhalten. Für die folgenden Ausführungen möge man sich deshalb etwa den Zeitraum von 1150 bis 1250 denken.

Das kriegerische Element

Die starken Mauern und Wehrtürme der Burgen, die geharnischten Reiter auf unserm Bild zeigen es deutlich: der Lebensberuf jener Menschen war der Kampf. Dass rund 10 000 Burgen, also 10 000 kleine Festungen, allein im deutschen Reich des Hochmittelalters gezählt wurden, wirft ein helles Licht auf die Unsicherheit jener Epoche. Jeden Augenblick musste der Ritter des Kampfes gewärtig sein, sei es in kleineren Privatfehden, in grösseren dynastischen Kriegen oder auf den Kreuzzügen, zu denen ihn das Aufgebot des Königs jederzeit rufen konnte. In einem solchen Leben mussten Dinge in den Vordergrund rücken, die uns heute fremd oder nicht mehr alltäglich sind. Es war von grösster Wichtigkeit, dass Reiter und Ross in stetem vertrautem Umgang aneinander gewöhnt waren, dass der Mann sämtliche Gangarten seines Tieres beherrschte, dass er nicht nur eine gute Rüstung besass und sich im schweren, eisernen Gewand bewegen konnte, sondern dass er selbst etwas vom Schmiedehandwerk verstand.

Dazu bedurfte es — um ein modernes Wort zu gebrauchen — des steten Trainings von Mann und Tier. Die bekanntesten Ritterspiele erscheinen in solcher Beleuchtung nicht mehr nur als tolle Vergnügen eines sonst faulenzenden Standes, sondern als harte Uebungen, die auf den Ernstfall vorbereiten sollten. Sie sind den anstrengendsten Manövern der Neuzeit gleichzusetzen, nur mit dem Unterschied, dass beim Ritterkampfe das festliche Gepränge nie fehlen durfte.

Leibesübungen standen nicht nur den Jünglingen gut an; wo Alte oder Junge zusammentrafen, wurde um die Wette gelaufen, mit dem Bogen geschossen, wurden Steine und Speere geschleudert. Am meisten erprobte die persönliche Tapferkeit, der Kampf von Mann gegen Mann. Dabei selbst sicher im Sattel zu sitzen, den Gegner mit dem Speerstoss herunterzuwerfen, nach einem Sturz aber sich rasch zu erheben und den Nahkampf zu Fuss aufzunehmen, das verlangte erheblichen persönlichen Mut, selbst dann, wenn die Waffen stumpf waren. Das ritterliche Turnier (unser «turnen» stammt davon her, von tornare = wenden) wurde erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts in Frankreich erfunden. Die Geistlichkeit verbot zwar diese Waffenübungen immer aufs neue, selbst durch päpstliche Erlasse, aber ohne Erfolg, denn viel zu wichtig schien den Rittern die Gewöhnung an Lanzenkampf und die Beherrschung des Rosses in der Bedrängnis. Selbst die Fürsten, bis hinauf zum Kaiser, hatten ein begreifliches Interesse, unter den turnierenden Rittern die tüchtigsten kennen zu lernen, denen im Ernstfalle ein Kommando anvertraut werden konnte. Vollgerüstete Scharen ritten aufeinander los, wobei zuerst mit Lanzen, nachher mit Schwertern bis zum Sieg oder Niederlage einer Partei gekämpft wurde. Wie die Todesfälle infolge Verwundungen und Stürzen, von denen die Chronisten melden, beweisen, war das Turnier trotz stumpfen Waffen keineswegs ungefährlich. Nicht selten setzte erst die Nacht oder die allgemeine Erschöpfung einem grossen Turnier ein Ende. Den Ruhm der Sieger verkündeten die Herolde. Die Gefährlichkeit eines

Turniers stand in keinem Verhältnis zum materiellen Lohn, etwa einem Sperber, einem Habicht oder einigen Jagdhunden. In der Edelmut des Siegers lag es, die Gefangenen und die erbeuteten Pferde geschenkweise zurückzuerstatten. Geld wurde nur genommen, wenn man nach greifbarem Gewinn trachtete. Mitunter winkte als Preis ein Gürtel oder ein seidenes Band einer vornehmen Frau. Am meisten geschätzt wurde der ideelle Lohn, der Ruhm, der oft den Beginn einer erfolgreichen Karriere darstellte oder die Gunst einer hohen Dame erhoffen liess.

Die harmlosere Form des Turniers war der Buhurt, bei dem die Geschicklichkeit im Reiten, das schöne Paradiere vor den zuschauenden Damen entscheidend war. Es wurde dabei ohne Rüstung gekämpft. In der Tjost ritten nur zwei Kämpfer mit den Lanzen aufeinander und versuchten, sich gegenseitig vom Pferde zu stossen. Zu Beginn einer Tjostes, der meist vor den grossen Kampftagen eines Turniers stattfand, liefen die Ausrufer (grôier, krier) umher und schrien im Auftrag eines Ritters:

Wâ nu, wâ nu wâ
ein ritter der tjostjrens gêr?
der sol komen: herâ hêr!

So berichtet Ulrich von Lichtenstein, ein Abenteurer, der jahrelang von Turnier zu Turnier zog.

In die oft langen, eintönigen Wochen auf einer Burg brachten die festlichen Turniere, bei denen sich Hunderte von Rittern mit ihren Damen einfanden, Beziehungen geknüpft und vielleicht Intriguen gesponnen wurden, eine höchst willkommene Abwechslung.

Wenn der Ritter in seiner engeren Heimat nicht Waffenübung, also Gelegenheit berühmt zu werden, genug finden konnte, zog er auf «aventüre». Hartmann von Aue erklärt den Ausdruck so:

*Aventiure? waz ist daz?
Daz wil ich dir bescheiden baz.
Nû sich wie ich gewâfent bin:
Ich heize ein riter und hân den sin
Daz ich suochende rite
Einen man der mit mir strîte,
Der gewâfent si, als ich.
Daz prîset in, ersleht er mich:
Gesige ich aber im an,
Sô hât man mich vûr einen man
Und wirde werder danne ich sî. ²⁾*

Es widersprach der Ritterwürde, seine Tage zu «verligen», das Leben zu geniessen, nicht immer den Mut von neuem zu beweisen. Zusammenfassend lässt sich sagen: Kampf und Krieg schwebten wie eine dunkle Wolke beständig über dem Ritter, die Vorbereitung darauf war also eine bittere Notwendigkeit, denn letztlich galt es, bereit zu sein, auf einer Heerfahrt mit dem König nach Italien Leib und Leben einzusetzen oder auf der Fahrt ins heilige Land um der Seele willen das Leben kämpfend zu verlieren.

Der Alltag in der Burg

Wie gestaltete sich das Leben in einer Burg ausserhalb der den Waffenübungen und dem Kampf gewidmeten Zeit? Wie jeder Alltag war auch der Tag eines Ritters den menschlichen Bedürfnissen entsprechend geordnet; nur erstreckte sich die Ordnung und die Zeremonie noch stärker auf alle Lebensäusserungen als beim modernen Menschen.

Früh legte man sich abends — übrigens völlig unbekleidet — zu Bett, früh stand man am Morgen auf und sprach zuerst das Morgengebet. Darauf nahm der Ritter etwa in einer Holzkufe, die man im Schlafraum aufgestellt hatte, sein Bad. Zur Morgentoilette gehörte auch das Kämmen und bei den Männern gegen Ende des Mittelalters das Rasieren. Spiegel, Kämmen und allerlei Kopfputz fehlten den Frauen

²⁾ Hartmann von Aue, Jwein Vers 527 ff.

schon damals nicht. Im Sommer wanden sie sich gerne Blumenkränze um das Haupt. Von den Kleidungsstücken der Frauen werden uns in den Quellen, ohne dass man dabei über alles Klarheit erhält, genannt: ein Hemd mit langen Aermeln, darüber ein Rock, der bis zu den Füßen reichte, von einem Gürtel um die Hüfte zusammengehalten, in kalten Tagen ein pelzgefütterter Oberrock, darüber oft noch ein Gewand mit langer Schleppe, «swanz» genannt. Zum Repräsentieren gehörte stets ein prächtiger Mantel. Die noch erhaltenen Skulpturen aus dem Mittelalter geben ein anschauliches Bild von der Stoffülle und der Schönheit eines solchen Mantels. Die Schmuckgegenstände: Broschen, Gürtel, Ohrringe, Halsketten kannte man schon im germanischen Altertum. Die Männer trugen unter dem Hemd eine kurze Hose, «bruoch» genannt, darüber noch eine Art Strumpfhose und Lederschuhe oder Stiefel. Eine sonderbare Mode breitete sich im 11. Jahrhundert von Frankreich über das ganze Abendland aus: das Tragen von Schnabelschuhen. Sie erlosch erst wieder im 15. Jahrhundert. Auch die Männer trugen, wie alte Skulpturen zeigen, meist einen langen Rock. Die Kleidung der Bauern war weniger üppig, vielleicht auch dem Beruf besser angepasst. Bunte Kleider waren beim Adel beliebt, häufig die roten Mäntel über den grünen Unterkleidern. Für die Festkleider verwendete man Seidenstoffe, die von Kaufleuten aus dem Orient importiert worden waren, ärmere Ritter werden sich wohl mit flandrischen Woll- und deutschen Leinenstoffen zufrieden gegeben haben. Bekannt ist die Tatsache, dass Walther von der Vogelweide als gewichtiges Geschenk von seinem Herrn das Geld für einen Pelzrock erhielt.

Im frühen Mittelalter wurden zwei Hauptmahlzeiten eingenommen. Nach der täglichen Messe, die in der Burgkapelle besucht wurde, setzte man sich etwa um neun Uhr zur Frühmahlzeit zu Tische. Vermutlich war aber ein kleiner Imbiss, da man früh aufgestanden war, schon vorher verzehrt worden. Wahrscheinlich hat sich daraus das heutige Frühstück entwickelt. Schon

bei der Frühmahlzeit wurde dem Magen allerlei zugemutet: kräftige Fleischspeisen standen auf dem Tisch. Die Hauptmahlzeit wurde, örtlich verschieden, etwa zwischen drei und sechs Uhr nachmittags eingenommen. Wieder staunen wir Betrachter von heute über die Unmenge von Fleisch, die neben dem weniger festlichen Brei verzehrt wurde. Mag hie und da das Fleisch der Haustiere genügt haben, Hauptnahrung blieb doch das Wildbret. Im Winter ersetzte gesalzenes Fleisch die fehlende Jagdbeute. Vor allem liebten die Ritter das an den Spiessen gebratene Hühnerfleisch. Oft waren Kraniche, Schwäne und Reiher auf dem Tisch zu finden. Der Fastengebote wegen wurden viele Fische gegessen und bei dem damaligen Fischreichtum der Gewässer waren Lachs und Salm nicht so rar wie heute. Die häufige Zubereitung von Fleisch in Pasteten lässt auf die hohe Kochkunst in den Küchen der Burgen schliessen. Immer wurden die Fleischspeisen gehörig gewürzt, besonders gepfeffert. Es ist bekannt, dass die Entdeckungen nicht zuletzt dem Drang der Seefahrer, einen kurzen Weg nach den Gewürzinseln zu finden, zuzuschreiben sind. Das Brot fehlte natürlich bei keinem Essen. Als Dessert werden Obst, Honigkuchen und Trauben genannt. Auf keinem ritterlichen Tisch wird aber der Wein in kunstvollen Bechern gefehlt haben. Obwohl die Rebe im Mittelalter bis weit nach Norddeutschland hinauf angepflanzt worden ist, bevorzugten die Ritter schon damals gute italienische und vor allem französische Weine. Die stark gewürzten Fleischspeisen verursachten begreiflicherweise einen starken Durst. Met war schon damals ein veraltetes Getränk, das aus zwölf Teilen Wasser und einem Teil Honig bestand.

In mächtigen, kunstvoll geformten Schüsseln wurden die Speisen aufgetragen. Das übliche Geschirr bestand in einer Burg aus Zinn, am königlichen Hof natürlich aus Silber. Weil zu jener Zeit überall ohne Gabeln gegessen wurde, der Ritter wie der Bauer also sein Stück Fleisch mit den Händen ergriff, spielte das Händewaschen, während man am Tische sass, eine

grosse Rolle. Auch nach der Mahlzeit wurden Schalen herumgereicht oder von den Knappen herumgetragen. So lässt es sich erklären, dass ein etwas seltsamer Liebhaber, der durch die erste Selbstbiographie in deutscher Sprache bekannte Ulrich von Lichtenstein, als junger Page, das Wasser austrank, das seiner Verehrten eben über die Hände geflossen war. Meistens assen allerdings die Männer allein. Kinder wurden erst nach dem siebten Lebensjahr am Tisch geduldet. Obwohl uns diese Art zu essen etwas primitiv erscheint, beweisen zahlreiche Anstandsregeln, dass jegliches unanständige Benehmen bei Tisch verpönt war.

Eine ritterliche Leidenschaft, die wohl zu einem guten Teil ihre Förderung dem starken Fleischkonsum verdankt, war die Jagd. Sie ist hingegen nicht nur unter dem ausschliesslichen Zweck der Fleischbeschaffung zu verstehen, sondern als das grösste Vergnügen der Ritter zu bewerten, denn auf vielen Burgen verstrichen die Tage, besonders im Winter, in monotoner Langeweile. Mit der Freude an der Jagd verbindet sich selbstverständlich die Freude an der Natur. Man hat dem mittelalterlichen Menschen vielfach die Naturfreude abgesprochen, aber gerade die Jagdleidenschaft und einige der schönsten Gedichte der Lyriker lassen vermuten, man habe das Leben im wiedererwachenden Wald doch sehr geschätzt. Oft ritten ja nicht nur waffengewohnte Männer in den Wald; die Frauen waren gerne mit dabei, besonders wenn sie ihrem Lieblingsport, der Falkenjagd, huldigen konnten. Und gewiss hat man manchmal nicht nur aus dringender Notwendigkeit im Walde sein Zelt aufgeschlagen.

Die Ausbildung zum Jäger bildete einen wesentlichen Bestandteil in der Erziehung der Knaben. Vom jungen Parzifal — er wuchs zwar nicht im ritterlichen Milieu auf — heisst es:

*bogen unde bölzelin
die sneit er mit sîn selbes hant
und schôz vil vogele die er vant.*

Zu den Tieren, die auf keiner Burg éntbehrt werden konnten, gehörten die dressierten Falken und die

Jagdhunde, die Bracken. In grösseren Burgen bereitete ein höfisch ausgebildeter Jägermeister die Jagden vor. Messer, Stahl, Schwamm, Feuersteine, natürlich ein Horn, durften neben den eigentlichen Jagdwaffen: Bogen, Spiess und Wurfspeer nicht vergessen werden. Im Gesinde einer Burg fand man meist einen Falkner, den valkenaere, der seine Zöglinge zu pflegen und zu überwachen hatte. Die Falkenjagd oder Falkenbeize gab den Damen Gelegenheit, nicht nur als unbeteiligte Zuschauer an einer Jagd teilzunehmen. Die Jagdbeute: Kraniche, Fasane, wilde Gänse, Rebhühner usw., gestalteten den Speisezettel mannigfaltiger.

Die Ideale eines Ritters

Der Reichtum und die strenge Ordnung der ritterlichen Ideale heben das Rittertum scharf von andern Geschichtsepochen und von den andern Ständen seiner Zeit zugleich ab und steigern es zu einem Höhepunkt in der Geschichte der Literatur überhaupt. Das Eigentümliche der ritterlichen Ideale, die für alle Ritter Geltung hatten, ist der ernsthafte Versuch, mit der Bejahung des Diesseits, der Freude am Schönen in der Welt, das Jenseits zu verbinden. Zwischen antiker Daseinsfreude und Christentum möchte das ritterliche Tugendsystem eine Synthese bilden. Alle seelischen, geistigen und leiblichen Bezirke lassen sich in drei Wertgebiete aufteilen. Zuerst von allen Gütern soll für den Ritter *«gottes hulde»* stehen. Ganz schlicht hat das Hartmann von Aue in seinem Gedicht vom armen Sünder Gregorius dem sterbenden Vater in den Mund gelegt:

*vor allen dingen minne got
rihte wol durch sin gebot.*

Gott zu dienen und seine Gnade zu erwerben, das muss das wichtigste Anliegen in der Lebensführung eines rechten Ritters sein. Da nun der Ritter kein mittelalterlicher Klosterbruder ist, wird er noch zu einem andern Wertgebiet besonders verpflichtet, das von den Dichtern und Lehrmeistern mit der Bezeichnung *«êre»*

umschrieben wird. In einer feierlichen Ansprache anlässlich der Schwertleite oder des Ritterschlags, durch die der Knappe die Ritterwürde erhielt, wurde ihm etwa folgende Ermahnung zuteil³⁾:

*Wis diemüet und wis unbetrogen,
wis wârhaft und wis wolgezogen;
den armen den wis iemer guot,
den rîchen iemer hôchgemuot;
zier unde werde dînen lip
êr unde minne elliu wip;
wis milte unde getriuwe
und iemer dar an niuwe!
wan uf min êre nim ich daz,
daz golt noch zobel gestuont nie baz
dem spere unde dem schilte
dan triuwe unde milte.*

So spricht König Marke zu seinem Neffen Tristan bei der Schwertleite von zwei wichtigen Tugenden: *triuwe* und *milte*, die den Ritter mehr zieren als Gold und schöne Kleider. In Hartmann von Aues «Gregorius» ist es ganz ähnlich formuliert⁴⁾:

*wis getriuwe, wis staete
wis milte, wis diemüete
wis vrevele mit güete,
wis dîner zuht wol behuot,
den herren starc, den armen guot.
die dînen soltû eren,
die vremeden zuo dir kêren.
wis den wîsen gerne bî
vliuch den tumben swâ er sî.*

Durch die «*triuwe*» ist der Ritter gegenüber Gott und den Menschen in seinen eingegangenen Verpflichtungen für immer gebunden. «*Milte*» bedeutet Barmherzigkeit, ja sogar Hochherzigkeit gegenüber dem besiegten Feind. Darin wird besonders der Einfluss der christlichen Lehre sichtbar. Die «*staete*» verbietet dem

³⁾ Aus «Tristan und Isolt» von Gottfried von Strassburg, gedichtet um 1200.

⁴⁾ Hartmann von Aue, «Gregorius», gedichtet kurz nach 1200.

Ritter die Sprunghaftigkeit, die «fröude» verlangt von ihm bejahende, hochgemute Haltung in allen Lebenslagen. Hinter dem Wort «zuht» sieht der Ritter alles, was seine Triebe, seine Haltung, sein Benehmen zügelt. Aber alle Tugenden sollen dank der «māze» in ein ebenmässiges Verhältnis zu einander gebracht werden, nicht zu extremen Gesinnungen oder Gefühlen führen. Das dritte Wertgebiet ist das der menschlichen Güter, denn natürlich strebt ein Ritter nicht nur nach Seelenschönheit, sondern auch nach Reichtum und äusserem Ruhm. Allen irdischen Besitz des bloss Nützlichen fassen die mittelalterlichen Denker unter dem Begriff «varndes guot» zusammen. Wie schwer es hält, Besitz, Ehre und Gottes Huld miteinander zu vereinen, hat Walther von der Vogelweide in einem bekannten Gedicht formuliert. Während er nachdenkend auf einem Stein sitzt, grübelt er dem Problem nach, wie man drei Dinge erwerben könne ⁵⁾:

*diu zwei sind êre und varnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot:
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.*

Er findet aber keinen Rat und ruft traurig aus:

*jâ leider desn mac niht gesin,
daz guot und weltlich êre
und gotes hulde mêre
zesamene in ein herze komen.*

Erziehung zum Ritter

Wenn ein Ritter alle diese Tugenden in seinem Leben verwirklichen oder ihnen nacheifern soll, so bedarf es natürlich einer Erziehung, die den Knaben und Jüngling nicht nur für die Waffenübung vorbereitet,

⁵⁾ Walther von der Vogelweide, Spruch im sogenannten ersten Reichston.

sondern die sein ganzes Wesen umfasst⁶⁾. Darum lag die Erziehung des Knaben zuerst, d. h. bis zu seinem siebten Lebensjahr, nur in den Händen der Frauen, die ihm die Gesetze des Anstandes beizubringen hatten;

*daz er wol rede und ouch gebûr
vernemen kunde und ouch vernam.*

Später lernte er meist bei einem Zuchtmeister alle Fertigkeiten, die einen Ritter auszeichnen sollten. Lesen und Schreiben waren weit weniger wichtig als höfisches Benehmen und Kenntnis der Waffen. Mit dem 15. Altersjahr begann der letzte Abschnitt der Vorbereitung auf die Schwertleite; das heisst, der junge Rittersohn trat als Knappe in den Dienst eines grossen Herrn. Er selbst trug noch kein Schwert, nur eine Keule. Das Schwert wurde ihm als Zeichen der erworbenen Ritterwürde erst im 21. Jahre umgegürtet. Bis ans Ende seines Lebens wird ein Ritter sich weiterhin selbst erziehen, so dass er dem Ideal aller Stände, dem christlichen Ritter, wie ihn am Ausgang des Mittelalters noch Dürer festgehalten hat, immer näher kommt⁷⁾.

⁶⁾ Die wichtige Rolle, die der «minne» in der Erziehung und Vervollkommnung des Ritters zufiel, wird hier ihrer Weitsichtigkeit wegen nicht behandelt. Es erscheint bei der Behandlung des Wandbildes auch nicht nötig.

⁷⁾ Das ganze Erziehungsgut des Junkers, des angehenden Ritters, wurde gelegentlich in Anlehnung an die *Sieben freien Künste* der scholastischen Gelehrten als 7 frümegkeiten oder 7 Künste des Ritters bezeichnet, wobei die wichtigsten ritterlichen Kenntnisse wie Reiten, Jagen, Bogenschiessen, Fechten, Schwimmen, Minnesang und Heraldik mitzählten.

Diese *Systematisierung* des ritterlichen Tugendsystems stammt allerdings — wie Prof. Friedrich Ranke (Basel) berichtet — erst aus dem «*Ritterspiegel*» eines bürgerlichen Dichters namens *Johannes Rothe* (um 1420) und nicht aus der *echten* mittelalterlichen Dichtung. Es wird heute bezweifelt, ob es sich hier um wirklich historisches Faktum der mittelalterlichen Ritterzeit handle; eher entsprechen die 7 frümegkeiten der Denkweise des sog. «letzten Ritters», des deutschen Kaisers Maximilian (1493—1519).

Der Niedergang des Rittertums

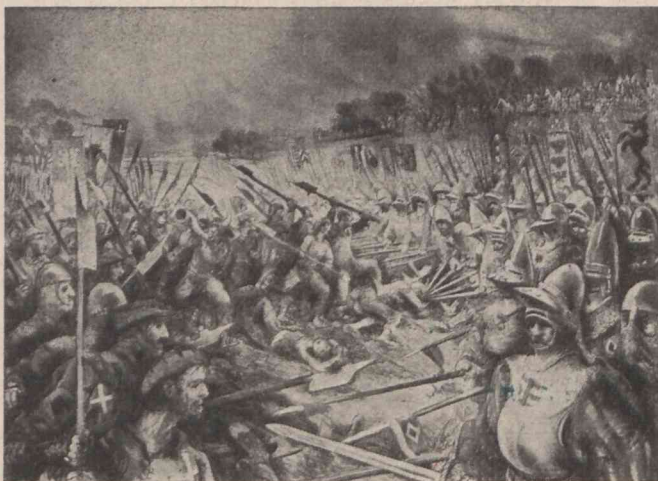
Selbst dann, wenn nicht jeder Ritter den eben geschilderten Idealen, die seine dichtenden Zeitgenossen ihm in den grossen Epen vor Augen hielten, völlig nachgeeifert hat, so ist der ritterlichen Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts ein hoher idealer Zug nicht abzusprechen. Dem Schönheitssinn, der in allen Gebrauchsgegenständen von der Geburt bis zum Tode zum Ausdruck kommt, verdankt man Erzeugnisse der Kunst, die heute noch hohes Ansehen geniessen. Selbst aus den heute fast verfallenen, mächtigen Mauern der Burgen mit ihren schönbehauenen Buckelquadern spricht jenes Schönheitsempfinden. Nun aber beanspruchte gerade dieser Luxus, ob in Baudenkmalern, ob in Kleidern, Tafelgerät oder Rüstungen, den Geldsack des Ritters allzu stark, da den grossen Bedürfnissen seit dem 14. Jahrhundert die politische und wirtschaftliche Machtstellung nicht mehr entsprach. Das Bürgertum der Städte war im Aufstieg begriffen. Die neue Geldwirtschaft entwertete den reinen Landesbesitz immer mehr. Sehr oft waren die Söhne der Ritter, die für ihre Kriegsfahrten hatten Geld entleihen müssen, stark verschuldet. Als ein weiterer Grund der Verarmung ist auch die echt ritterlich grosszügige Gewohnheit zu nennen, bei Todesfällen Kirchen und Klöster reich zu beschenken. Die neue Taktik der Fusstruppen, wie sie uns die Schweizergeschichte intensiv vor Augen führt, musste die berufsmässige Existenz des Ritters untergraben. In dieser Epoche musste sich der Burgherr oft entscheiden, ob er von der Burg heruntersteigen wollte, um sich in den Dienst eines grösseren Landesherrn, z.B. eines Bischofs, zu begeben, oder ob er seine Einkünfte gewaltsam vergrössern wollte. Der Raubritter war keine ungewöhnliche Erscheinung im ausgehenden Mittelalter; nur sollte man sich davor hüten, sein Bild allzu sehr mit dem des echten Ritters zu identifizieren. Seit 1450 wurden keine neuen Burgen mehr gebaut, denn die Entwicklung der Feuerwaffen machte ihren Hauptzweck, die Sicherheit ihrer Bewohner, illusorisch. Seither sind die Burgen mei-

stens in Ruinen zerfallen oder zerstört worden. Auch der Stand der Ritter ist aus der menschlichen Gesellschaft verschwunden. Hingegen hat die Sprache die typischen Eigenschaften des Ritters in die Neuzeit hinübergerettet. Mit «ritterlich» bezeichnet sie heute denjenigen Menschen, der sich durch beherrschtes mannhaftes Benehmen den Schwachen gegenüber auszeichnet, und der Franzose verleiht heute noch den verdienten Persönlichkeiten den Ehrennamen «chevalier».

Und ein weiteres Erbe aus der Ritterzeit ist zurückgeblieben: die Wappen. Nach heraldischen Regeln wurden die Schilde der turnierenden und kämpfenden Ritter bemalt, damit Freund und Gegner wisse, wer in der Rüstung, besonders durch die geschlossenen Helme getarnt, stecke. In Zusammenhang mit dem gekennzeichneten Schild stand die Ausstattung der Helme durch die Helmzier. Schild und geschmückter Helm bildeten übereinandergelegt einen Schmuck der Rittersäle. An die Wand gemalt oder als Skulpturen über den Türstürzen wurden sie Besitz- und Familienzeichen; auf Grabplatten bezeichneten sie den Namen des Geschlechts des Toten – mit umgekehrtem Schilde, wenn der letzte eines Geschlechts im Grabe ruhte.

Die ursprünglich sehr einfachen Schilde wurden als Wappen, als Waffenzeichen, später als Hoheitszeichen von den Burgern der Städte übernommen; sie wurden zu Stadt- und Landeswappen einerseits, andererseits zu Symbolen ritterlicher Herkunft. Die Bürger der Städte führten Wappen, zuerst die Regierenden, dann alle Zünfter, später die Bauern – vor allem die freien Bauern, dann die andern. Besonders im 20. Jahrhundert erlebte das Wappenwesen, die Heraldik, eine eigentliche Renaissance, nachdem es in der Zeit der französischen Revolution und den darauffolgenden Jahrzehnten als Relikt aus der aristokratischen Zeit verdrängt und verpönt war. Die Familienwappen, Symbol des Familiensinns, sind in der demokratischen Schweiz sehr verbreitet.

René Teuteberg.



(Bild 44.) Die Schlacht bei Sempach.
Maler: Otto Baumberger.
Einzelkommentar: Dr. Hans Dommann † (64 S.).



(Bild 35.) Handel in einer mittelalterlichen Stadt.
Maler: Paul Boesch, Bern.
Einzelkommentar (2. Aufl.) Dr. Werner Schnyder (40 S.).

- Nr. 34 **Heimweberei.** Malerin: Anne Marie v. Matt-Gunz, Stans.
Einzelkommentar (Martin Schmid, Marie Accola, David Kundert, Albert Knöpfli).
- Nr. 48 **Gläsererei.** Maler: Hans Erni, Luzern.
Einzelkommentar (A. v. Arx).
- Nr. 55 **Schuhmacherwerkstatt.** Maler: Theo Glinz, Horn.
Einzelkommentar (Max Hänsenberger).
- Nr. 66 **Bauplatz.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Max Gross, Eugen Hatt, Rudolf Schoch).

Märchen

- Nr. 21 **Rumpelstilzchen.** Maler: Fritz Deringer, Uetikon am See.
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (J. u. W. Grimm, Fritz Deringer, M. Simmen, Martin Schmid).

Ur- und Frühgeschichte der Schweiz

- Nr. 30 **Höhlenbewohner.** Maler: Ernst Hodel, Luzern.
Einzelkommentar (Karl Keller-Tarnuzzer).
- Nr. 40 **Römischer Gutshof.** Maler: Fritz Deringer, Uetikon am See.
Einzelkommentar (Paul Ammann, Paul Boesch, Christoph Simonett).
- Nr. 51 **Pfahlbauer.** Maler: Paul Eichenberger, Beinwil am See.
Einzelkommentar (Reinhold Bosch, Walter Drack).

Schweizergeschichte und -Kultur

- Nr. 5 **Söldnerzug.** Maler: Burkhard Mangold, Basel.
Einzelkommentar (Hch. Hardmeier, Ed. A. Gessler †, Chrst. Hatz).
- Nr. 23 **Murten 1476.** Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen (Zch.).
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (Georg Thürer, E. Gagliardi, E. Flückiger, E. A. Gessler, Hch. Hardmeier).
- Nr. 27 **Glarner Landsgemeinde.** Maler: Burkhard Mangold, Basel.
Einzelkommentar (Otto Mittler, Georg Thürer, Alfred Zollinger).
- Nr. 32 **Grenzwacht (Mitrailleure).** Maler: Willi Koch, St. Gallen.
Einzelkommentar (Robert Furrer, Charles Grec, Karl Ingold, Paul Wettstein).
- Nr. 35 **Handel in einer mittelalterlichen Stadt.** Maler: Paul Boesch, Bern.
Einzelkommentar (Werner Schnyder).
- Nr. 44 **Die Schlacht bei Sempach.** Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen.
Einzelkommentar (Hans Dommann).
- Nr. 45 **St. Jakob an der Birs.** Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen.
Einzelkommentar (Albert Bruckner, Heinrich Hardmeier).
- Nr. 53 **Alte Tagsatzung.** Maler: Otto Kälin, Brugg.
Einzelkommentar (Otto Mittler, Alfred Zollinger).
- Nr. 54 **Bundesversammlung 1848.** Maler: Werner Weiskönig, St. Gallen.
Einzelkommentar (Hans Sommer).
- Nr. 58 **Giornico 1478.** Maler: Aldo Patocchi, Lugano.
Einzelkommentar (Fernando Zappa).
- Nr. 67 **Burg.** Maler: Adolf Tièche, Bern.
Einzelkommentar (E. P. Hürlimann, René Teuteberg).

Orbis pictus (Auslandserie)

- Nr. 63 **Fjord.** Maler: Paul Röthlisberger, Neuchâtel.
Einzelkommentar (Hans Boesch, W. Angst).
- Nr. 64 **Wüste mit Pyramiden.** Maler: René Martin, Perroy sur Rolle.
Einzelkommentar (F. R. Falkner, Herbert Ricke).
- Nr. 68 **Oase.** Maler: René Martin, Perroy sur Rolle.
Einzelkommentar (M. Nobs).

SSW-Vertriebsstelle: *Ernst Ingold & Cie., Herzogenbuchsee.* Jahresbezug im Abonnement zu je 4 Bildern pro Jahr Fr. 20.—. Einzelbezug Fr. 6.50 für jedes beliebige Bild.